

(Nachdruck verboten.)

9) flammen.

Roman von Wilhelm Hegeler.

Auf dem schönen Gesicht des Fräulein Thön verrieten Bestürzung, Verwirrung, Scham, Besiegtheit von der keden Weise ihres Freundes sich in einem so reizenden Spiel der Büge, daß Grabaus von dieser lieblichen und so schnell sich ihm menschlich nähernden Erscheinung ganz entzückt war. Der großen Dame aus der Gesellschaft machte er eine mehr als tiefe Verbeugung, das schöne, liebenswürdige Mädchen gewann ihm ein herzliches Lächeln ab, die Schauspielerin betrachtete er mit neugierigen, Geheimnisvolles ahnenden Augen.

Nachdem Grabaus so als Freund vorgestellt war, verkaufte Fräulein Thön ihr zurückhaltendes und würdevolles Wesen mit einer anmutigen Vertraulichkeit. Sie legte Schleier und Handschuh ab, goß dem Gast Tee ein und holte von einem Wandbrett ein Kästchen mit allerhand Knusperzeug gefüllt, das sie herumreichte. Sie selbst zündete sich eine Zigarette an. Dann fragte sie Grabaus, wie lange er sich in Berlin aufzuhalten gedächte, und als dieser antwortete, er wollte nur einige Tage bleiben, um seine Angelegenheit zu ordnen, meinte sie, er müßte doch auch von den Anregungen Berlins, den Theatern und Konzerten etwas genießen.

Während die beiden so ins Plaudern kamen, warf Gebhard dazwischen:

„Was hast Du eigentlich für heute abend vor?“

„Einstweilen nichts. Falls Du frei bist —“

„Es tut mir riesig leid, aber ich muß nachher zu einer Komiteesitzung. Und wenn die zu Ende ist —“

Maggie biß sich auf die Lippen und sagte:

„Also willst Du wirklich dahin?“

„Ich kann nicht anders. Es ist doch nicht zum Vergnügen — einfach Dienst.“

„MinneDienst!“ sagte sie etwas höhnißlich. „Dich lockt ja bloß die schöne Frau Platen.“

„Tata!“ machte er und zog die Stirn hoch. „Was Du für Ideen hast!“

„Warum gehst Du denn sonst hin?“

„Ich muß. Ich hab's versprochen. Wenn ich mich nirgendwo zeige, wie soll ich dann Aufträge bekommen?“

„Laß doch die Leute zu Dir kommen.“

„Aber wenn sie nicht wollen? — Die Kunst geht nach Brot.“

„Ach! Glauben Sie das alles nur nicht!“ wandte Maggie sich an Grabaus. „Die Kunst ist ihm nur ein schöner Vorwand. Verliebt ist er. Verliebt wie ein Primaner in eine herzlose, kalte, stolze Frau. Ach, was die Leute nur an der finden! Da kommt sie her aus ihrem Provinznest, und alle liegen vor ihr auf den Knien. Aber unterhalten Sie sich nur mal mit ihr! Eine Puppel. So fad! So fad! — Ich hab sie gesehen. Auf 'nem Basar. Vor lauter Stolz hat sie den Kopf nicht bewegt, aus Angst, ihre siebenzadige Krone fiele herunter. Dabei ist sie nicht mal von Adel.“

„Erlaube,“ sagte Gebhard nicht ohne Wichtigkeit, „sie ist eine geborene von Sellen.“

„Selt hat sie verkauft. Mit 'ner Miene wie 'ne Mutter Gottes, die den Segen austeilte. So kredenzt man doch nicht Selt. — Schau, Liebster, was hast Du an der Frau? Meinst Du, die würde Dich je erhören! Ach, ihr Männer! Nein, nein, was seid ihr für ein Volk!“

„Recht so! Bravo!“ sagte Gebhard. „Ich würde zur Befräftigung gleich eine Teetasse zerbrechen. Eine ganz ordinäre, niederträchtige Gesellschaft sind wir Männer. Man sollte uns allen — oder vielmehr euch allen die Kehle abschneiden. Nur Du dürftest am Leben bleiben — Du und um Dich kniend hunderttausend Mannsbilder.“

„Ach, mach keine Scherze. Tatsache ist, daß Du in die Frau verliebt bist und mich abscheulich vernachlässigst.“

„Aber wenn ich Dir nun sage, daß Frau Platen überhaupt heute abend nicht da ist? Und wenn ich Dir verspreche, Dich vom Theater abzuholen?“

„Wirklich?“

„Ich schwöre.“

„Ach, Du bist doch ein lieber Kerl. — Und Sie, Herr

Doktor? Gätten Sie vielleicht Lust, mit ins Theater zu kommen? Wir haben heut Hero und Leander, mit mir als Dante.“

„Das wäre eine Idee!“ sagte Gebhard vergnügt. „Nachher speisen wir alle bei Maggie zu Abend. Was es halt gibt. Kinder, das wird sehr gemütlich!“

„Mögen Sie?“ wandte Maggie sich mit liebenswürdigem Lächeln an Grabaus.

„Ja, wenn nicht —“

„Ach, nur keine Höflichkeit! Sie können mir keinen größeren Gefallen tun, als mit mir ins Theater zu kommen. Wenn ich einen Bekannten dort weiß, geht's mit dem Spiel gleich viel besser. Und ihm tun Sie den größten Gefallen, wenn Sie uns nachher begleiten.“

„Ohne 'ne kleine Spitze geht's doch nicht,“ lachte Gebhard.

„Das soll keine Spitze sein! — Aber Herrschaften“ — sie hatte ein Uebchen aus dem Busen gezogen, das sie mit komischem Entsetzen anstarrte — „es ist allerhöchste Zeit. Ich will mich nur geschwind abbürsten, gleich bin ich wieder da.“

Sie verschwand in des Malers Kammer, und kaum war sie draußen, als Gebhard seinen Freund bei der Hand nahm.

„Liebster, vor Mitternacht kann ich unmöglich aus der Sitzung sein. Nicht wegen Frau Platen. Die ist gar nicht da. Aber — na, ich kann einfach nicht. Wenn ich Maggie das gleich sagte, wäre sie vor Eifersucht außer sich. Ich hab sie fürchtbar gern, wirklich, sie ist reizend, gut, lieb, ein bezauberndes Kind — aber eifersüchtig! Du mußt sie ein bißchen krösten, nimm Dich ihrer an, sag ihr einige Süßigkeiten, dann merkt sie gar nicht, wie die Zeit herumgeht, bis ich komme.“

Grabaus machte ein etwas entsetztes Gesicht.

„Ja — aber —“

„Sprich mit ihr über ihre Kunst. Vertreib ihr die Zeit, Mein Gott, sie ist doch kein Drache!“

„Nein, wahrhaftig nicht!“

„Na, also! Du verplauderst eine reizende Stunde mit ihr, und ich komme viel zu früh. Ach, Du Glücklicher, und ich muß in diese blödsinnige Sitzung. Wenn wenigstens Frau Platen da wäre — ja, das ist's eben, es lassen sich famose Wirkungen erzielen, aber die Geschichte hält nicht,“ fuhr er in demselben Ton ohne die geringste Unterbrechung fort, als Maggie wieder hereingekommen war.

„Was hält nicht?“ fragte diese.

„Wir sprechen von Del und Pastell, mein Liebchen. Mit Pastell lassen sich famose Wirkungen erzielen, aber die Geschichte hält nicht. Ist eben 'ne oberflächliche Sache. Del aber, das dringt tief ein. Das ist der große Unterschied.“

„Ja,“ sagte Maggie, „Pastell und Del — das ist wie die Liebe bei Männern und Frauen.“

„Sehr fein gesagt! Maggie, da hast Du Dir 'nen brillanten Abgang verschafft. Aber nun macht auch, daß Ihr fort-kommt!“

Gleich darauf saß Grabaus mit seiner niedlichen Nachbarin im Wagen und fuhr zum Deutschen Theater. Während der Fahrt fragte sie ihn über ihren Freund aus, Grabaus mußte erzählen, wie sie zusammen die Schulbank gedrückt hatten, was für tolle Streiche Fritz schon als Gymnasiast verübt hatte. Auch wollte sie wissen, wie viele Geliebte er besessen? Darüber aber erklärte Grabaus nichts zu wissen.

„Ach,“ seufzte Maggie, „es haßt eben keine Krähe der anderen die Augen aus. Nur die gerechnet, die er ableugnet, geben ein ganzes Register. Und von wie vielen weiß ich nichts!“

Im Theater ließ sie es sich nicht nehmen, für ihn ein Billett zu besorgen. Nachdem sie sich seinen Platz gemerkt hatte, eilte sie schnell durch den Schauspielerraum in ihre Garderobe.

Es war noch ziemlich leer, und Grabaus hatte einige Zeit zum Nachdenken. Daheim brachte um diese Zeit Frau Konstanze die Kleinen zu Bett, und Mammikind würde den abwesenden Vater gewiß besonders warm dem lieben Gott empfehlen. Und morgen früh würde er zeitig aufstehen und sich in Frack und weißer Binde aufs Ministerium begeben müssen. Angenehme Aussichten! Doch weder das Morgen noch seine Familie konnte seine Gedanken beschäftigen, als wäre das alles

durch eine Klust vom heutigen Abend getrennt, als wäre es unwirklich und unwahrscheinlich — während jenes reizende Mädchen, das gleich vor ihm auftauchen würde, Wirklichkeit war. Sie schwebte ihm vor, und er fragte sich, was eigentlich das Süßcheste an ihr sei? Die biegsame und doch volle Gestalt mit dem wunderbar feinen Gliederbau, ihre Augen, deren sammetdunkle Sterne so weich und tief in der weichen Kehnhaut ruhten. Ihr Wesen suchte er zu ergründen, die Bedingungen ihrer Existenz, ihre Herkunft, Erziehung — doch kaum hatte der trodene Verstand diese Fragen gestellt, als eine hastige und energische Stimme sagte: Sie ist so, wie sie ist! Wie könnte sie wohl anders sein? Reizend ist sie. Ihre Hand — man denkt, sie müßte abbrechen vom Arm, so fein ist das Gelenk, und doch wie fest ist ihr Druck! Und Fritz muß einfach verrückt sein. Ein kalter, gefühlloser Unmensch! Ich werde sie trösten nachher! Mit aller Kraft meiner Ueberzeugung werde ich ihr zureden, daß sie sich losmachen soll von ihm, ihn vergessen, um — nun was um? Um sich in mich zu verlieben? Bin ich denn verrückt? — Er blickte nach oben, der Kronleuchter begann sich zu drehen, die Lichter flossen auseinander und wieder zusammen. Ihn schwindelte. Da ertönte ein Klingelzeichen. Er nahm den Theaterzettel, und während er die Namen durchlas, atmete er bebend und erwartungsvoll,

(Fortsetzung folgt.)

Röntgenkongreß.

I.

Vom Sonntag, den 30. April, bis zum Mittwoch, den 3. Mai, tagt in der Berliner Ressource, Oranienburgerstr. 18, ein von der Berliner Röntgenvereinigung zur Feier des zehnjährigen Bestehens der Röntgenstrahlen einberufener, nicht nur aus Deutschland, sondern auch vom Auslande, ja selbst von Amerika reichbesuchter Kongreß von Technikern, Praktikern und Forschern auf dem Gebiet der Röntgenlichtkunde. Mit dem Kongreß ist auch eine Ausstellung verbunden. Der Eröffnung des Kongresses am Sonntag wohnte zum allgemeinen Bedauern der zahlreich Versammelten der gefeierte Entdecker Wilhelm Konrad Röntgen, der seine folgenreiche Entdeckung im Dezember 1895 in Würzburg machte, jetzt an der Münchener Universität als Professor der Physik wirkt, nicht bei; man mußte sich begnügen, statt der ihm persönlich zugeordneten Ehrungen ihm ein Guldigungstelegramm zu senden. Der Vorsitzende der Berliner Röntgenvereinigung, Professor Eberlein, gab in seiner Eröffnungsrede eine gedrängte historische Uebersicht über die Entwicklung der Röntgentechnik und ihrer Anwendung auf die praktische Medizin. Unter dem Drange der Notwendigkeit und angeregt von den Forderungen der Ärzte wurde die ursprünglich einfache Röntgenröhre so vervollkommen, daß sie heute einen feinen Apparat darstellt, mittels dessen die feinsten krankhaften Veränderungen im menschlichen und tierischen Körper schnell und mühelos erkannt und im photographischen Bilde festgehalten werden. Natürlich wurden auch andere praktische Verwendungen der X-Strahlen, wie sie der bescheidene Röntgen nannte, aufgefunden: Die Durchforschung sonst undurchsichtiger Rohstoffe auf ihre Güte, die Unterscheidung zwischen echten Stoffen und Nachahmungen sind hier an erster Stelle zu nennen. Aber das Hauptanwendungsgebiet bildet doch stets der lebende Körper. Nun stellte sich bald heraus, daß durch die Einwirkung der Röntgenstrahlen — diesen Namen hatte Professor Röntgen in Würzburg der neuen Lichtart in der denkwürdigen Sitzung des physikalisch-medizinischen Vereins in Würzburg am 23. Januar 1896 gegeben — das bestrahlte lebende Gewebe selbst tiefgreifende Veränderungen erfährt. Das hatte zweierlei Folgen. Erstens mußten Vorkehrungen getroffen werden, um die mit dem Röntgenlicht arbeitenden Ärzte und die seiner Einwirkung unterstellten Patienten vor schädlichen Wirkungen zu schützen, und zweitens machte man den Versuch, ob man vielleicht durch diese Wirkung der Strahlen kranke Gewebeteile so zerstören könnte, daß als Effekt eine Heilung resultiert. Beides gelang in überraschender Weise, und man braucht sich also heute nicht mehr vor Verbrennungen durch Röntgenstrahlen zu fürchten, hat aber andererseits viele unangenehme Hautkrankheiten, die früher nicht zu heilen waren, geheilt, ja sogar oberflächlich gelegene Krebsgeschwüre beseitigt.

Der erste Verhandlungstag, der Montag, war sowohl in der Vormittags- wie in der Nachmittags-sitzung mit Vorträgen über die Anwendung der Röntgenstrahlen zu diagnostischen Zwecken ausgefüllt, während in einer Abend-sitzung interessante Demonstrationen vorgeführt wurden. Als erster Redner gab Professor v. Leyden eine Uebersicht über das Anwendungsgebiet der neuen Untersuchungsmethode. Für sie kommen hauptsächlich die Krankheiten der Lungen, des Herzens, der großen Blutgefäße, des Magens und seiner einzelnen Teile in Betracht. Die Leberkrankheiten konnte man im allgemeinen auch ohne Röntgenlicht genügend erforschen, nur die in ihrem Gebiet sich bildenden Gallensteine konnten besser erkannt, namentlich konnte sicher festgestellt werden, ob im Einzelfall zu ihrer Beseitigung ein operativer Eingriff nötig ist, oder ob die unblutige Behandlung

genügt. Genauer ging dann Professor v. Leyden auf die Verwendung der Röntgenphotographie bei Wirbel- und Rückenmarkserkrankungen ein. Hier hatten, da man es mit einem von außen nicht zugänglichen Krankheitsfeld zu tun hat, die sonst üblichen diagnostischen Mittel oft völlig versagt, jetzt aber hat man mit einem Blick das ganze Krankheitsbild vor sich, man sieht, ob man es mit einer Quetschung des Rückenmarks zu tun hat, ob mit dem Bruch eines Rückenwirbels oder mit welcher Erkrankung sonst. Charakteristisch ist, daß Professor Leyden selbst einen Patienten ein volles Jahr behandelt hatte, ohne zur Klarheit darüber zu kommen, woran er litt, bis endlich die Entdeckung der Röntgenstrahlen zeigte, daß der Bruch eines Wirbels vorlag. Professor Grunmach, der Leiter des Röntgeninstituts der Charité, erwähnte einen weiteren Fall, in dem man eine später als Bruch der Wirbelsäule erkannte Krankheit vorher als Rheumatismus behandelt hatte! Dieser Redner führte weiter aus, daß ein wesentlicher Vorzug des Röntgenverfahrens darin liegt, daß es die Krankheiten in ihrem ersten Stadium, wo sie also noch leichter zu heilen sind, erkennen läßt, und daß es auch da noch nicht im Stiche läßt, wo das Ohr des Arztes, der durch das bekannte Hören der Geräusche im Körper die Diagnose vorzunehmen versucht, versagt. Freilich muß man Bedacht darauf nehmen, daß die Röntgenstrahlen in senkrechter Richtung den Körper treffen, und Professor Grunmach selbst hat einen Apparat konstruiert, der den Arzt diese senkrechte Richtung innezuhalten zwingt. — Darnach legte Professor Hoffa vom Berliner orthopädischen Universitäts-Institut dar, daß man zur Feststellung angeborener Knöcheldeformationen nicht versäumen dürfe, die Entwicklung auch der normalen Knochen durch zahlreiche Röntgenaufnahmen zu studieren, weil man nur so zu Vergleichsbeobachtungen kommen könne. Von den mittels der Röntgendurchstrahlung genauer studierten Knochenbildungen sind wohl besonders erwähnenswert die bekannten und oft vorkommenden X- und O-Beine; man weiß jetzt, an welcher Körperstelle die Heilung dieser Deformationen anzusetzen hat. Professor Hoffa hatte auch Gelegenheit, den bekanntlich künstlich verkrüppelten Fuß der Chinesinnen mit Röntgenlicht zu photographieren; in einem hiesigen Zirkus traten mehrere Chinesinnen im Alter von 10 bis 35 Jahren, deren Füße die Einwirkung der Fußschnürung in verschiedenen Stadien zeigte, auf. Die vorgeführten Diapositive und Projektionsbilder ließen erkennen, daß bei dieser Fußschnürung sämtliche in Betracht kommenden Knochen statt, wie normal ist, horizontal zu wachsen, senkrecht nach unten zu wachsen. In dieser Weise erfahren Ballen, Mittelfußknochen, Fehen eine ungehörige Entwicklung, und man sah mit Erstaunen, daß die Fehen bis zur Sohle des Fußes gewachsen waren, so daß es unbegreiflich ist, wie die Chinesinnen mit einem so deformierten Fuß überhaupt nur trüppeln können. Man muß sofort daran denken, daß auch bei unseren Damen das fortgesetzte Tragen des Korsetts die Brustwirbel und namentlich die Rippen zu ähnlichen Deformationen führen muß. Dr. Lenharz und Dr. Kichling aus Hamburg besprachen einen recht interessanten Fall, in dem die durch Röntgendurchleuchtung festgestellte Diagnose es ermöglicht hatte, einen Kranken völlig zu heilen, bei dem nach einander fünf brandige, schwere Erkrankungen der Lungen aufgetreten waren. Die Projektionsbilder zeigten die verschiedenen Krankheitsstadien sowie das Bild des schließlich völlig wiederhergestellten, arbeitsfähigen Mannes. Prof. Miller, der Vorsteher des zahnärztlichen Instituts der Berliner Universität, führte ebenfalls mit Projektionsbildern Erkrankungen der Zähne vor, die nun mittels Röntgenlicht erkannt werden können: Gewisse Wurzelentzündungen, die, wenn einmal erkannt, durch Wurzelresektion leicht zu beheben sind, unglücklich gelagerte Weisheitszähne, die durch benachbarte Zähne am Durchbrechen gehindert sind und nicht selten zu tödlichen Blutvergiftungen Anlaß gaben, die aber jetzt leicht zu heben und zu extrahieren sind, Neubildungen im Zahnnerven, die zu sehr schmerzhaften Neuralgien führten, jetzt aber einer leichten Behandlung unterliegen. Aber alle diese schönen Wirkungen der Röntgenstrahlen, die den Menschen die gräßlichen Zahnschmerzen zu lindern berufen und geeignet sind, können den Berlinern nicht zugänglich gemacht werden — denn im Berliner zahnärztlichen Institut hat man keinen Raum für einen Röntgenapparat!

Eine große Reihe der übrigen Vorträge behandelte Einzelfälle von Krankheiten, die durch Röntgenbestrahlung in ganz spezieller Weise studiert werden konnten, die aber nur Interesse für Ärzte haben; darunter sind freilich sehr wichtige Neuerungen, so die Entfernung von Fremdkörpern aus dem menschlichen Körper, chirurgische Behandlung von schweren Lungen- und Nierenkrankheiten. Allgemeines Interesse hat wohl der Vortrag des Dr. Ludloff aus Königsberg über Verletzungen der Lendenwirbelsäule und des Kreuzbeins und ihre Erkennung durch Röntgenphotographie. Diese Verletzungen treten mit besonderer Häufigkeit bei gewissen Arbeiterkategorien auf, man konnte sie früher unter keinen Umständen diagnostizieren und hielt die Patienten deshalb für Simulanten. Jetzt ist das ganz anders geworden; man weiß, daß es hier sich um eine ernste Erkrankung handelt, und der Patient kann nicht nur geheilt werden, sondern kommt auch in Genuß des Krankengeldes.

Prof. Eberlein von der Berliner tierärztlichen Hochschule berichtete über die Anwendung des Röntgenlichtes in der Tiermedizin. Bei Tieren ist in einer gewissen Hinsicht die objektive Sichtbarmachung noch wichtiger als bei Menschen, denn Menschen können dem Arzt doch auf die gestellten Fragen Bescheid geben und ihr Befinden beschreiben, Tiere aber sind dazu nicht imstande. Man muß

aber bei der Verwendung des Röntgenverfahrens in der Tierheil-
kunde scharf unterscheiden zwischen kleineren und größeren Tieren;
bei ersteren hat es sich vielfach wohl bewährt, bei letzteren aber sind
bei der Größe und Dide der Tiere so gewaltige Fleischmassen zu
durchstrahlen, daß die bisher angefertigten Apparate dazu kaum
ausreichen. Hier werden die Techniker also für größere und
empfindlichere Apparate sorgen müssen. Dann aber sind die großen
Tiere sehr widerspenstig, sie setzen der Durchleuchtung Widerstand ent-
gegen, und ihn zu besiegen, hat man bisher noch kein Mittel. Jenseits
darf man die kranken Tiere nicht, weil man, namentlich wo
Entzündungen und andere Erkrankungen der Gelenke in Betracht
kommen, die Krankheit durch Fesselung noch verschlimmern könnte;
also ist auch hier den Praktikern ein großes Feld gegeben, geeignete
Mittel zu erfinden, durch die die Tiere in harmloser Weise gebändigt
werden können.

Die am Abend vorgeführten Demonstrationen brachten im
wesentlichen Illustrationen zu dem am Tage Vorgetragenen. Unter
dem sonst Gebotenen dürfte das Projektionsbild einer circa
3000 Jahre alten Mumie das interessanteste gewesen sein. Das
Röntgenbild enthüllte noch jetzt zahlreiche Einzelheiten der Extremitäten
und des Kopfes, sicherlich ein Beweis für die Vorzüglichkeit
der damaligen Einbalsamierungsmethoden, denen die heute in An-
wendung befindlichen beträchtlich erheblich nachstehen. —

Kleines feuilleton.

hl. Auf der Höhe des Himalaya. Die höchste Bergeshöhe
erreicht zu haben, die je eines Menschen Fuß betrat, kann sich der
bekannte Reisende A. Henry Savage Landor rühmen, der im Sep-
tember 1890 die Lumpa-Spitze, einen der höchsten und unzugäng-
lichsten Gipfel des Himalaya-Gebirges, bestieg und über dieses
schwierige Unternehmen nun in "Harpers Weekly" berichtet. Mit
zwei exprobierten und kräftigen Begleitern begann er den Aufstieg
nach der Lumpa-Spitze, die nahe an der Grenze von Tibet im
Bezirk von Nepal liegt. Es hatte während der Nacht geschneit und
gehagelt und ein eisiger dichter Nebel umhüllte die Reisenden, als
sie zähnelappernd sich zum Abmarsch rüsteten. Allmählich riß der
Nebel, und unter den zerflatternden Schleiern erschien ein heller
und klarer Himmel wie ein günstiges, Hoffnung weckendes Zeichen
für das Unternehmen.

"Wir waren noch nicht lange gewandert", so erzählt Savage
Landor, "und kommen den Hauptgletscher hinan, als uns wieder
eine dicke Nebelmasse umzog und unserem Streben Vertreibung
und Mühsal entgegensetzte; dichter und dichter lastete der Nebel auf
uns nieder, je höher wir den Gletscher hinaufstiegen. Dicht an-
einandergedrängt tasteten wir uns vorwärts und machten bald an
Gruben und Gletscherspalten Halt, bald krochen wir über Geröll und
Eis mühsam fort. Wir waren nicht aneinandergeseilt, damit nicht
ein Mann die anderen mit sich fortziehen könnte. Außerdem ist
das Seil ein großes Hindernis für den Bergsteiger und erschöpft
nuglos seine Kräfte, indem es die Freiheit seiner Bewegungen hemmt.
So kamen wir langsam vorwärts über entgegengelagerte Wälle von
Eis und Schutt, die von Nordwesten nach Südosten sich hinzogen; endlich
etwa in einer Höhe von 15 400 Fuß über dem Meerespiegel hörten diese
einzelnen Wellen entgegenstehender Gletschermassen auf, und wir sahen
uns, da die Sonne durch den dichten Nebel brach und grelle Strahlen
auf das Bild über uns warf, vor einem eng aneinanderliegenden
Wald hoher Spitzen. Zu unserer Linken reichten sich steile Gebirge
aus grauen Felsen; auf unserer rechten Seite dehnten sich flachere
Nisse und Schluchten, meist von dichtem Schnee bedeckt. Wir er-
reichten nun das halbmondförmige Lumpa-Becken, das von einer
Mauer schneebedeckter Gebirge umlagert ist, aus der wieder drei
höchste Spitzen herausragen. Ein Windstoß zerriß die hangenden
Nebel, so daß sie wie ein Vorhang auf dem Theater sich platteten,
und nun breitete sich in vollem Sonnenschein dies erhabene
Panorama vor mir aus. Jetzt wandten wir uns der
23 490 Fuß hohen Lumpa-Spitze zu, zunächst auf dem
Gletscher weiterwandernd, dann uns auf einem höchst unsicheren und
gefährlichen Terrain fortbewegend, auf dem fortwährend ungeheure
Schlünde gähnten, tiefe Abgründe sich öffneten und kleine Nisse sich
zeigten. Ueber riesige Schneefelder ging nun der Weg, wo stete
Fährnisse lauerten. In einer Höhe von 20 000 Fuß überfiel einige
meiner Leute die Bergkrankheit, so daß sie kaum noch folgen konnten.
Sie luteteten stark aus der Nase und wurden von so heftigen
Schmerzen erfaßt, daß ich sie zurückließ. Nur vier Männer folgten
mir, da sie sich in guter Verfassung befanden. Immer unsicherer
ward der Boden und schien unter unseren Füßen zu weichen. Geröll
stürzte nieder unter unserem Tritt, gewaltige Felsblöcke lösten
sich, und einer traf einen der Leute so stark, daß er mehrere Fuß
weit von der Wucht des Anpralls geschleudert wurde und heftige
Beulen und Erschütterungen davontrug. Auf einmal löst sich hoch
über uns etwas Schnee los und stürzt in rasender Schnelle
hernieder; tausend kleine Wälle folgen nach, sie schwellen an, formen
sich zu einer dunklen Masse, und dicht neben uns donnert eine
Lawine zu Tal gerade in der Richtung, nach der die zurückgelassenen
Leute sich gewandt hatten. Wie werde ich die Angst vergessen, die
mich erfüllte, als ich so unheimlich rasch das Ungeheuer wachsen und
mit einem atemraubenden Lufdruck an mir vorbeibrausen sah. Er-
leichtert atmete ich auf, als sie auch an den Leuten unten vorüber-

ging. Als wir endlich die Spitze dieser ansteigenden Fläche er-
reichten, kamen wir zu einem Grat, der so schmal und so scharf
wie die Spitze eines Messers gegen den Himmel sich abhob, seine
Seiten stürzten so jäh herunter, daß selbst kein Schnee auf ihm
haften konnte. Wir muhten hinüber und so balancierten wir denn
darüber hin, fast wie Seiltänzer, auf einer Kante, die höchstens
einen Fuß breit war, Abgründe von vielen tausend Fuß zu jeder
Seite. Obwohl der Grat nur wenige Fuß lang war, schien uns
sein Ueberschreiten Ewigkeiten zu dauern, denn wir wußten, daß ein
einziges Fehltritt uns herabstürzen lassen würde, zu einer formlosen
Masse zerhackt, und die dünne Luft erregte außerdem Schwindel
im Kopfe, beengte uns die Brust und ließ uns noch schwerer und
qualvoller atmen. Der Herzschlag wurde so unregelmäßig
und kam in so starken, plötzlichen Schlägen, daß meine
Leute nach der Anstrengung halbohnmächtig hinsielen und
sich erst nach einigen Minuten wieder erholten. In einer Höhe
von 22 000 Fuß zeigten sich noch beunruhigendere Symptome. Er-
brechen und fortwährendes Nasenbluten stellten sich ein. Die Leute
klagten über ein heftiges Hämmeren in allen Gliedern, vor allem
ein Bohren in den Schläfen, ein Säusen in den Ohren, daß sie meine
Stimme kaum vernehmen konnten. Bei 23 000 Fuß Höhe bekam
auch ich heftiges Nasenbluten, aber es erleichterte mich, nahm mir
den beklemmenden Druck von der Brust. Doch unsere Erschöpfung
war unbeschreiblich. Obgleich der Aufstieg nun leichter war, schleppten
wir uns doch nur mühsam hinan. Die Glieder waren so schwer wie
Zentner Blei und zogen uns nieder; die Anstrengung, nur die Beine
zu heben, war so groß, wie sonst kaum die Zurücklegung einer großen
Bastrede. Ich hätte lieber den steilsten Gipfel ersteigen wollen, als
in solcher Höhe auf einer fast ebenen Fläche mich fortbewegen.
Einem meiner Leute, dem kräftigsten unter ihnen, plagte
ein Blutgefäß, wenige Fuß vom Gipfel entfernt; er wand sich in
Schmerzen, und obwohl es uns gelang, ihn herunterzubringen, ist
er schließlich doch daran gestorben. Endlich standen wir auf der
Spitze, 23 490 Fuß hoch, so hoch, wie nie ein Sterblicher je gestanden.
Um uns reine, klare, helle Luft, unter uns Nebel und Wolken, un-
gewiß wogend; neben uns ragten einige Gipfel wie majestätische
weiße Inseln in die Höhe; tiefe Stille in den senkrecht nieder-
stürzenden Abgründen, nur selten das Donnern einer herabbrausenden
Lawine, die in der Nähe unter uns entstand. Wir setzten uns
nieder und ruhten aus, was uns unbeschreiblich wohl tat, dann
schrieben wir unsere Namen in einen Stein und aßen Schokolade
und Pastillen von Fleischextrakt; dann begannen wir langsam den
Abstieg. . . ."

— Die neueren Petroleumvorkommen in Kalifornien schildert
Dr. Zimmerbach in der Zeitschr. für Berg-, Hütten- und Salinen-
wesen. Während des 15-jährigen Zeitraums von 1880 bis 1895
sah eine regelmäßige Zunahme der Erdölgewinnung statt; sie er-
reichte in dem letztgenannten Jahre die Höhe von 1 200 000 Barrels.
Im Jahre darauf blieb die Petroleumgewinnung noch fast die-
selbe, um dann eine erhebliche Steigerung zu erfahren, die
in dem folgenden Zeitraum außerordentlich schnell zunahm.
Jedenfalls nähert sich die kalifornische Petroleumgewinnung
derjenigen der östlichen Staaten Nordamerikas. Da auch
Texas von 4 Millionen Barrels im Jahre 1901 auf 15 im Jahre
darauf stieg, wird Amerika auf dem Petroleummarkt der Haupt-
produzent an Stelle Russlands. Noch 1900 förderte dieses 85 gegen
82 Millionen Barrels der Vereinigten Staaten. Die alten
Gewinnplätze des Erdöls in Kalifornien liegen den zahl-
reichen Gebirgsfaltungen im Süden des Landes entlang auf
den beiden Sattelflächen im Gebiete von Los Angeles;
die neueren Felder befinden sich dagegen mehr im Norden
in den geologisch regelmäßig gelagerten Teilen Mittel-
kaliforniens am Ost- und Westabhange der Grande Ballée. Die
produktivsten Petroleumlagerstätten ziehen sich einesteils entlang
mehrere Züge paralleler Sättel von teilweise nur geringer Breite oder
im Norden in Schichten, welche den Untergrund des Grande Ballée
bilden; erstere sind mehr horizontal, letztere mehr aufgerichtet ge-
lagert. Konglomerat, Schiefer und Sandstein bilden für die ganze
Gegend das Hauptkennzeichen in geologischer Beziehung. Das
Petroleum findet sich in allen diesen verschiedenen Höhenlagen, jedoch
besonders an der unteren Grenzlinie des Schiefers, dann in dem
braunen und gelben Sandstein, jedenfalls besonders in den
eocänen Formationen. Die verschiedenen geologischen Verhältnisse
lassen die amerikanischen Geologen zu der Annahme gelangen,
daß das Petroleum sich in größeren Tiefen gebildet habe, dann
unter der Einwirkung der inneren Erdwärme destilliert sei und sich
durch Risse und Sprünge in die überlagernden Schichten erhoben
habe. Unter den undurchlässigen Schichten habe es dann Halt
gemacht, bis sich ein neuer Sprung oder Riß bildete, der ein
weiteres Steigen in die höheren Schichten ermöglichte. Bei seinem
Eindringen in die oberen, bereits kälteren Schichten hat es sich
dann endlich kondensiert. Ueber den eigentlichen Ursprung des
Petroleums, ob es organischer oder anorganischer Natur sei, gibt
diese Annahme gar keine Aufklärung. Von dem östlichen Petroleum
unterscheidet sich das kalifornische dadurch, daß es keinerlei
Paraffin enthält; man findet statt dessen vielfach Asphalt und
ähnliche Körper. Das kalifornische Produkt enthält weniger Wasser-
stoff, aber mehr Kohlenstoff und brennt daher auch mit mehr rauchender
Flamme. Dadurch ist die Verwendung zu Schmieröl angezeigt und
zur Straßenasphaltierung. Man begiebt die Straßen einfach mit
rohem Petroleum, wobei sich die Eigentümlichkeit ergibt, daß es das

Bestreben hat, die Oberfläche des Strafenkörpers eben zu gestalten, sie auszuglätten. Die derart hergestellten Strafen besitzen eine glatte, feste, gleichförmige Oberfläche ohne jegliche Möglichkeit der Staubentwicklung. Man hat es hier wohl mit einem passenden Material zur Strafenbefestigung zu tun, das in seiner Einfachheit den Technikern willkommen sein wird. — („Globus“.)

Theater.

e. s. Freie Volksbühne: Metropol-Theater, Hedda Gabler“, Schauspiel in vier Aufzügen von Henrik Ibsen. — Was bei diesem Stück besonders auffällt, das ist die Geschlossenheit der Szenenführung. Der Dialog ist natürlich und doch voll zwingender Konzentration. Nichts zerfahrenes, keine allzu kleinliche Naturanschauung, die höhere Wahrheit des Lebens ist darin. Diese Gestalten, der gutmütig-dumme Privatdozent Tesman, der immer um seine Karriere sorgt und dennoch ein gutes Herz hat, der berechnende Streber Gerichtsrat Brack, die gute Familientante, die Mutterstelle an Tesman vertrat, der sorglos sein Leben wegwerfende Löwborg, der an der Seite einer sorgenden Frau Besinnung gewinnt, endlich Hedda Gabler selbst, die in sich wie einen Stachel die Ueberflüssigkeit ihres Standes fühlt, aber nicht die Kraft hat, selbst etwas zu sein — dies alles sind Typen. Typen, denen man immer wieder begegnet. Dennoch geht ihnen nicht die packende Lebenswahrheit ab. Sie sind auf die Fische gestellt als lebende Menschen, als Einzelpersönlichkeiten, die ihr Schicksal, das in sie gelegt ist, vollenden.

Besonders fein ist die über allem schwebende Ironie, die dem Dichter gestattet, seine Personen so objektiv zu sehen, daß sie eigentlich über Sympathie und Antipathie stehen. Sie ziehen an uns vorbei. Der Vorhang hebt sich, und wenn das Stück vorüber ist, haben wir in ein Leben hineingesehen, dessen absolute Notwendigkeit uns einleuchtet. Diese Kühle und Ferne der Betrachtung ist in unserer heutigen Zeit gerade unter den dramatischen Dichtern von erheblichem Wert. Leicht lassen sie sich dazu verführen, das Schicksal ihrer Menschen zu tragisch zu nehmen, so daß wir eine Distanz zwischen Geschehen und Fühlen finden. Hier ist Tragik und doch eilige Ruhe. Ibsen sieht eben den Beruf des Dichters nicht darin, mitzuflagen, sondern zu ergründen. Und darum sind diese Studien nach dem Leben geradezu bewunderungswürdig. Mit wenigen Strichen setzt er einen Charakter hin. Er läßt frühere Geschehnisse halbverfüllt. Er schöpft nicht die Tiefen allzupedantisch aus. Aus Licht und Schatten setzt sich dieses plastische Bild zusammen.

Eine grimmige Kritik ist in Ibsens Stücken. Hedda Gabler ist Generalstochter. Ihr Stand ist Tradition. Sie findet nicht den Weg zu eigenem Sein, selbständiger Taten. Solche Personen, Typen einer absterbenden Kultur, bringen Unglück, da sie abgeschnitten sind von der Vergangenheit und den Zusammenhang mit der Gegenwart und der Zukunft nicht mehr finden können. Darum ist ihre einzige Hilfe das Machtbewußtsein. Sie spielen mit allem Ernst und stürzen sich schließlich selbst voller Verzweiflung ihrem Ende entgegen. Bei Hedda ist dieses Schicksal noch komplizierter, weil sie Weib ist. Ihr brennender Ehrgeiz, ihre nur in Flackerfeuer sich verzehrende Talente geht unter. Sie ist zur Untätigkeit verdammte, als Anhängerin einer alten Zeit. Das einzige, was noch zu ihren Gunsten spricht, ist die klare Erkenntnis dieser ihrer kulturellen Ueberflüssigkeit, so daß sie sich schließlich den Tod gibt.

Die Aufführung war fast in allen Teilen befriedigend. Die Schauspieler verstanden es, das Typische der Gestalten mit persönlichen Nuancen zu umkleiden und zu bereichern. Gerade Ibsen stellt ja dem darstellenden Künstler große Aufgaben, da er nicht mit kleinteiligen Angaben den Charakter beschwert. Der Höhepunkt lag im dritten Akt, der sich zu beinahe antiker Größe erhob in dem Moment, als Löwborg zusammenbricht. Noch ein Schritt weiter, noch ein wenig Lebensfreude mehr, dann wären die Gestalten noch freier geworden, und man würde an Shakespeare denken können. —

Musik.

Die Eröffnung eines neuen Berliner Opernunternehmens, der Wolzogen-Oper, war das Ereignis des vorgestrigen Abends (Montag). Die Vorstellung bestand aus drei unterhaltenden Stücken. Das dritte war eine Dankrede des Direktors, dem das Publikum mit entsprechender Bereitwilligkeit entgegengekommen war. Wenn wir diese Rede unterhaltlich nennen, so sei dadurch nicht verkannt, daß sie aufs Beste ernst gemeint war. Ernst von Wolzogen will der Stadt eine komische Oper geben und will dabei die Operette aus ihrer jetzigen Verumpfung herausreiten. Dazu kam ein Appell an die Nachsicht, da ja vorerst nur Versuche gemacht werden könnten usw. Wer da weiß, von wie vielerlei fremdartigen Einwirkungen eine Theaterleitung abhängig ist, wird dem nur lebhaft zustimmen und das neue Unternehmen soweit freundlich begrüßen. Es ist aber doch merkwürdig, daß gerade die Hauptfache des ersten Abends und seine hauptsächlichste Unvollkommenheit nicht etwa ein fremdartiges Unglück, sondern echt Wolzogenisch waren. Die angebliche komische Oper „Die Wälder von Lucca“ kam als eine „Erlösung der Operette“ höchstens in Einzelheiten bezeichnet werden. Im übrigen ist dieses Bühnenstück eine Aneinanderreihung von Stücken, welche die Descendenz aus dem Ueberbrett nicht verleugnen. Das Thema lag in dem zweiten Bande der „Reisebilder“ von Heinrich Heine vor; ein Ursprung, der einer wirklichen dramaturgischen Kraft bedurft hätte, um diese Wahl zu rechtfertigen. Die

Musik stammt von dem, noch neulich charakterisierten, Bogumil Zeppler. Es finden sich in ihr manche nicht belanglose Leistungen, namentlich auf dem Gebiet einer lustigen Polyphonie. Im übrigen geht es so althergebracht zu, daß der örtliche Geist des Thalia-Theaters ebenso wenig endgültig überwunden war, wie die innere Ausstattung des Hauses durch die jetzige Renovierung.

Dagegen darf das erste Stückchen, mit welchem das ganze Unternehmen eröffnet wurde, als ein recht glücklicher Griff bezeichnet werden. Das „Urteil des Midas“, ein Festspiel des Klassikers Wieland, behandelt einen Sangesstreit zwischen den Gottheiten Pan und Apollo. Der vielgeschäftige König Midas ist Richter und erteilt dem Pan für seine gewürzte naturalistische Kunst den Kranz, während Apollon mit seiner andersartigen ernstern Kunst zurückstehen muß. Apollon rächt sich dadurch, daß er dem Midas zwei lange Ohren wachsen läßt. Das Publikum merkte natürlich nicht, daß es mit seiner kühlen Aufnahme dieses Werkes und seiner lebhafteren Begrüßung des Pan, wollte sagen, des Werkes von Wolzogen und Zeppler, selber König Midas spielte.

Die Musik zu jenem Einakter stammt von einem, seit längerem in Fachkreisen wohl angesehenen, jungen Berliner Komponisten. Hans Hermann. Sie ist von einer auffallenden Vornehmheit und Reichhaltigkeit im einzelnen, und namentlich die Ouverture verdient volle Beachtung. Man darf nur nicht von allen alles verlangen. Auch Hermann erhebt sich nicht etwa zu irgend welchen großen Höhepunkten, und eine besondere Fähigkeit zum Humor, der gerade hier am Platze sein würde, scheint ihm abzugehen. — Wäre alles, was uns an jener Stätte bevorsteht, wenigstens von der Künstlerhaft jenes Komponisten getragen, so würden wir allerdings hoffen dürfen, einer besseren Blüte der heiteren Theatermusik entgegenzugehen.

Die Direktion hat im ganzen ein vorzügliches Personal zusammengebracht, und namentlich die Gesangsleistungen waren weit besser, als auf dem gewöhnlichen Operettenniveau. Es würde zu viel sein, die Namen aller Beteiligten zu nennen, und einige herausgreifen heißt doch nur wieder, das schon begünstigte noch einmal begünstigen. Trotzdem ist es wohl keine Ungerechtfertigung, wenn wir die Trägerin zweier Hauptrollen, Thella Ganig, besonders rühmend hervorheben. Das zweite Stück scheint geradezu einer Person zuliebe geschrieben zu sein: der Frau Direktorin. Elsa Laura v. Wolzogen spielte und sang eine originelle Tänzerin mit einigen originellen Kunstgriffen und mit einer anerkanntswerten Bemühung, etwas ganzes zu geben. Möglich, daß sich die Künstlerin unter derartigen günstigen Umständen besser entwickeln wird, als es so vielen unter ungünstigen möglich ist.

Alles in allem: das neue Unternehmen soll um so freudiger begrüßt werden, als ja in solchen Fällen die Ungunst des Publikums das künstlerische Niveau drücken, seine Gunst es erhöhen kann. —

Humoristisches.

— Keine Menschen. In einer Hotelpension kommt eine Gräfin mit dem Wirt in Streit. „Ebnädige verzeihen,“ sagt der höfliche Mann, „aber ich muß für Ansprüche aller Art vorbereitet sein. Zu mir kommen so viele Menschen.“ „Wir sind keine Menschen,“ schnaubt ihn die Gräfin enttäuscht an. —

— Veruhigung. Mann (zu seiner Frau, die in einer „Dhella“-Vorstellung nach der Erwürgung der Desdemona weint): „Beruhige Dich, sie hätte schließlich ja doch nur Mischlinge zur Welt gebracht.“ —

Notizen.

— Die Dramen Liliencrons, im 14. Band seiner sämtlichen Werke bereinigt und vom Dichter nochmals durchgesehen, beenden die bei Schuster u. Loeffler erschienene Gesamtausgabe seines Schaffens. Der Band umfaßt fünf Bühnenwerke, von denen vier bereits erschienen waren, das letzte jedoch hier zum erstenmal im Druck vorliegt. Es ist ein „Drama aus den Kolonien“; betitelt „Polakontas“; seine Heldin ist eine Indianerin. Das Werk war ursprünglich für Hugo Wolf als Operndichtung angelegt. —

— Lothar Schmidts neue Komödie „Die Lebenden“ ist vom Lustspielhaus erworben worden. —

— „Salome“, die neue Oper von Richard Strauß, wird Anfang Oktober am Dresdener Hoftheater die Uraufführung erleben. —

— Eine Opern- und Operettenschule errichtet das Zentraltheater. Aufnahmemeldungen täglich von 12—2 Uhr im Theaterbureau Alte Jakobstr. 30. —

— Das Anzengruber-Denkmal ist vorgestern in Wien enthüllt worden. Es ist ein Werk von Hans Scherpe. —

t. Ein neuer Ausbruch des Kilauca. Der Vulkan Kilauca auf den Hawaii-Inseln ist, wie die New Yorker „Science“ erfährt, nach einer Ruhezeit von dreizehn Jahren von neuem tätig geworden. Schon in der letzten Februarwoche erschienen frische Lavaströme, die durch ein leichtes Erdbeben angekündigt wurden. Mitte März berichtete das „Vulkanhaus“, von dem aus die Beobachtung des Vulkans geleitet wird, daß sich ein großer Lavasee gebildet hätte, und daß ein schweres Geringel und häufige Explosionen das Bedrohliche eines neuen Ausbruchs anzeigten. —